



Raphael Kräutler

Lernte bei seinem Studium an der ETH Zürich Maurice Berrel kennen, mit dem er 2003 ein Architekturbüro in Zürich gründete. Durch die Fusion mit Jürg Berrels Büro in Basel entstand 2008 das generationenübergreifende Unternehmen Berrel Berrel Kräutler Architekten.

Zeitlose Einfachheit

Der Erweiterungsbau der WHO in Genf

Der Erweiterungsbau mit Büroturm der Weltgesundheitsorganisation (WHO) von Berrel Berrel Kräutler Architekten wurde Ende 2020 fristgerecht fertiggestellt. Die internationale Organisation hatte seit den 1960er Jahren ihren Hauptsitz im modernistischen Gebäude (Gebäude A) des Schweizer Architekten Jean Tschumi, über die Jahre entstand ein Campus von 16 Gebäuden – eine Raumklärung wurde nach der Jahrtausendwende dringend nötig. 2008 wurde ein Wettbewerb für einen Erweiterungsbau ausgeschrieben, der die Nutzung auf das denkmalgeschützte Gebäude A, das im Jahr 2006 eröffnete Verwaltungsgebäude WHO/UNAIDS von Baumschlager Eberle und den neuen Erweiterungsbau konzentrieren sollte. Berrel Berrel Kräutler Architekten setzten sich 2014 im internationalen Wettbewerb gegen 253 Konkurrenten durch. Ihr Projekt besteht aus einem Administrationsbau, der durch ein Sockelgeschoss mit dem Hauptgebäude verbunden wird. Während die Arbeitsräume kompakt in einem Turm organisiert sind, finden sich die öffentlichen Räume – wie das Restaurant und der grosse Konferenzraum – im verbindenden Sockel, der sich über zwei Geschosse zum Park hin öffnet. Wir haben Raphael Kräutler zum Interview getroffen und sprechen über den Umgang mit denkmalgeschützten Gebäuden, Inspirationen aus der Geschichte und die Aufgabe, für die Mission der Weltgesundheitsorganisation einen passenden architektonischen Ausdruck zu finden.

Herr Kräutler, Ihre Aufgabe war es, einen Erweiterungsbau zum bestehenden WHO-Hauptquartier von Jean Tschumi aus den 1960er Jahren zu entwerfen. Wie sah die Strategie aus, das neue Gebäude in den denkmalgeschützten Hauptbau zu integrieren?

Aus funktionalen Gründen war uns von Anfang an klar, dass der Neubau als Verbindungsbau zum bestehenden Hauptgebäude konzipiert werden sollte. Der Wunsch, die WHO zu einer Einheit zusammenzufassen, ging vom Auftraggeber aus. Der von Baumschlager Eberle realisierte Verwaltungsbau bleibt daneben als separates Gebäude bestehen. Die WHO war sich bewusst, dass die bisherige Aufteilung der Büros auf insgesamt 16 Häuser die Gefahr barg, dass die einzelnen Arbeitsgruppen isoliert voneinander blieben. Viele dieser Gebäude wurden daher in der Zwischenzeit auch abgerissen. Es gab also sowohl funktionale wie auch kulturelle Gründe, die Gebäude zu verbinden. Darüber hinaus muss der Neubau mit dem Bau von Tschumi unmittelbar eine starke architektonische Verbindung eingehen. Es sollte möglich sein, auf mehreren Ebenen trockenen Fusses von Gebäude A zu Gebäude B zu gelangen. Der Auftrag wurde diesbezüglich während der Planung sogar noch erweitert. Die frei stehenden Gebäude L und M, die sich hinter dem Hauptgebäude befinden, sollten ebenfalls durch eine Passerelle mit dem Hauptgebäude verbunden werden.

Auf der anderen Seite wollten wir dem Gebäude von Tschumi den Raum geben, den es benötigt, und sind deshalb so weit, wie es der Perimeter zulies, mit unserem Erweiterungsbau vom bestehenden Gebäude



abgerückt. Der Neubau sollte als möglichst kompakter Büroturm errichtet werden, der über das Sockelgeschoss, das eigentlich ein Untergeschoss ist, mit dem bestehenden Gebäude verbunden wird.

Sie haben eben den funktionalen Aspekt betont. Beim Zweck des Erweiterungsbaus hat die WHO auch die Aspekte von Standort und nachhaltigen Lösungen bezüglich Stadtplanung und Architektur betont. Inwiefern hat das Ihre Planungen beeinflusst?

Die bestehenden Gebäude stammen alle aus den 1960er Jahren; seither hat sich das Verhältnis zu Nachhaltigkeit grundlegend gewandelt. Für die Beheizung des gesamten Campus mit seinen 16 alten Einzelgebäuden wurden jeden Winter Unmengen von Heizöl verpufft! Energieeffizienz war also als zentrales Thema bei der Erweiterung gesetzt. Ein weiterer Leitgedanke war, dem wunderschönen Grünraum wieder seine zentrale Bedeutung zurückzugeben. Der Entwurf von Tschumi platzierte den Bau, ganz im Sinn der klassischen Moderne, als Solitär im Park. In den letzten Jahren sah sich das Gebäude aber zunehmend durch die Vielzahl zusätzlicher Häuser bedrängt. Der Grünraum sollte durch die Bereinigung der Zweckbauten und

Zufahrtsstrassen wieder intensiv erlebbar gemacht werden.

Über welchen Energieträger wird der Erweiterungsbau jetzt beheizt?

Der Neubau muss kaum beheizt werden, da er durch die Sonneneinstrahlung und den Betrieb genügend aufgeheizt wird. Die Kühlung des Gebäudes ist viel zentraler, und dafür eignet sich GeniLac, das Fernwärmesystem der Stadt Genf, gut. Wasser wird aus dem Genfersee abgepumpt, wo es über einen Wärmetauscher die angeschlossenen Gebäude kühlt, und die Abwärme wird wieder in den See abgegeben.

Neben Aspekten der Nachhaltigkeit wurde in der Ausschreibung der WHO betont, dass das Image der Organisation auch in die architektonische Lösung einfließen soll. Was ist das Image der WHO, mit dem Sie bei der Planung gearbeitet haben, und wie bringen Sie es architektonisch zum Ausdruck?

Die WHO kam in den letzten Jahren vermehrt in Kritik, da sie in der öffentlichen Wahrnehmung zunehmend zu einem politischen Instrument geworden war. Wir haben gleich zu Beginn das grosse Anliegen gespürt, sich weder durch nationale und politische



Aussenansicht des Administrationsturmes auf dem neu errichteten Sockelgeschoss (oben) mit Blick zum Hauptgebäude von Jean Tschumi (unten). Fotos Damian Poffet



Das grosszügige, lichtdurchflutete Atrium im Zentrum des Administrationsgebäudes. Fotos Damian Poffet

Interessen noch durch die Pharmaindustrie instrumentalisieren zu lassen. Die WHO hat den Anspruch, neutral und transparent zu sein. Man will keine privaten und politischen Verflechtungen zulassen. Die kleinteilige Architektur von 16 Gebäuden begünstigte, dass einzelne Mitarbeitende in ihre Kämmerchen verschwinden konnten, um ihr «eigenes Süppchen zu kochen». Für die Erweiterung war es deshalb wichtig, eine vernetzte Entität zu bilden. Der Büroturm für fast 1000 Arbeitsplätze ist ein einziger riesiger Gemeinschaftsraum. Durch das offene Atrium, das vom Erdgeschoss bis hinauf in die zehnte Etage reicht, steht praktisch jeder zu jedem in Blickbeziehung. Dieses Image der Neutralität und der Transparenz haben wir bei der Raumgestaltung und bei der Materialisierung als Richtschnur genommen. Auch die Materialien und Farben haben eine grosse Symbolkraft. Bei den Farben haben wir uns aus diesem Grund sehr zurückgenommen. Einzig das Blau der internationalen Organisationen war unproblematisch, so konnten wir eine politische Vereinnehmbarkeit des Gebäudes auf dieser Ebene verhindern.

Die Jury lobte ja gerade beim Wettbewerb die «timeless simplicity» Ihres Projekts, was möglicherweise auch den Aspekt der Neutralität beinhaltet. Was ist der architektonische Ausdruck, den Sie mit dem Erweiterungsbau angestrebt haben?

Wir fanden das Gebäude von Jean Tschumi unglaublich faszinierend. Es setzt den Gedanken von Transparenz und Unmittelbarkeit von aussen und innen in eleganter Weise um. Das hat uns von Anfang an gefallen. In den 1960er Jahren wurde dies von der WHO aus repräsentativen Gründen bewusst so gewählt. Unsere Arbeit wurde also vom Bestand und vom bestehenden architektonischen Image inspiriert. Wir haben zum Beispiel versucht, den räumlichen Charakter der Eingangshalle von Tschumis Gebäude ins Restaurant im Sockelgeschoss zu übertragen. In beiden Räumen wird die Verbindung von aussen und innen durch den Blick in die Natur besonders deutlich. Das war der Trick des Sockels: Wir befinden uns eigentlich im ersten und zweiten Untergeschoss, aber dieses Kellergefühl soll sich an diesem Ort nie einstellen. Die Stimmung soll die gleiche sein wie im Erdgeschoss von Tschumis Gebäude: viel Licht und Grün. Im Atrium des Büroturms haben wir uns am ehesten an Tschumis Konferenzraum orientiert – weniger am Material oder an der architektonischen Gestaltung als vielmehr an der Lichtführung. Auch die Fassade ist eine Uminterpretation von Tschumis Gebäude, mit einer bewegten, geschossüberspannenden Aluminiumstruktur. Das waren für uns die stärksten Referenzen zum Gebäude A.



Das Atrium und das Restaurant sind zwei Orte mit hoher architektonischer Verbindlichkeit. Wo siedelt sich der Erweiterungsbau im Verhältnis von Flexibilität und Verbindlichkeit der Architektur an?

Das ist ein Thema, das uns immer wieder beschäftigt. Flexibilität geht oft zu Lasten der architektonischen Qualität. Der Büroteil musste zwingend so flexibel wie möglich gehalten werden, denn im Durchschnitt werden bei der WHO jeden Tag zwei Büros umgebaut und in den Dimensionen verändert. Daher haben wir die räumliche Verbindlichkeit ins Atrium und in die Erschliessungsräume verlegt. Für uns war das Treppenhaus ein Ort, in den wir viel Energie und letztlich auch Geld hineinsteckten. Das hat auch mit der Internationalität der Mitarbeiter der Organisation zu tun. Viele arbeiteten zuvor in Hochhäusern in Asien oder Amerika, in denen man sich ausschliesslich über die Fahrstühle durch die Etagen bewegt und eine Treppe lediglich ein Fluchtweg ist. Es war uns wichtig, ein Zeichen zu setzen, dass ein Treppenhaus nicht nur für den Notfall da ist, sondern eine eigene Qualität als Raum hat. Es ist ein Ort, wo man sich trifft und sich auch bewegt. Die körperliche Ertüchtigung war ein zusätzliches Argument.

Wie haben Sie die Materialien des Treppenhauses ausgewählt, um diese hohe Qualität zu erreichen?

Die Ausgestaltung des Treppenhauses führte tatsächlich zu einigen Diskussionen zwischen uns und dem Auftraggeber. Wir haben uns lange für eine hochwertige Materialisierung und grosszügige Geometrie in Marmor starkgemacht, damit die Treppe



Die Treppen in Terrazzo und Sichtbeton erschliessen das Restaurant auf zwei Ebenen im Sockelgeschoss.
Fotos Damian Poffet

mit dem Foyer und dem Restaurant, die in Marmor gestaltet sind, als öffentlicher Raum zu einer Einheit zusammenkommt. Schliesslich konnten wir uns auf eine Lösung mit Terrazzo und Sichtbeton einigen. Wir haben viel Energie in die Auswahl des Terrazzos investiert, um diesem Raum eine maximale Qualität zu geben.



In der unteren Ebene des Restaurants tritt die Verbindung mit dem Aussenraum und Park eindrücklich zutage.
Foto Damian Poffet

Man wird das WHO-Hauptquartier auch in Zukunft über das Gebäude A betreten. Neben dem sofort sichtbaren Administrationsbau ist der Sockel der zentrale Bauteil, der den Hauptbau mit dem Büroturm verbindet. Da Sie die öffentlichen Räume dort hineingesetzt haben, ist der Sockel wesentlich mehr als nur Verbindung. Haben Sie hier aus der Not der Verbindung die Tugend eines neuen Zentrums geschaffen?

Das hat sich in der Planung einige Male verändert. Im Wettbewerbsprojekt gab es noch zwei Eingänge. Auch Tschumi wollte mit seiner ursprünglichen Konzeption ein möglichst offenes Gebäude mit Dutzenden Eingängen schaffen, durch die man hinein- und hinausgehen konnte. Es gab zwar den repräsentativen Haupteingang mit dem Vordach für die offiziellen Gäste, aber die Nutzer des Gebäudes sollten den Zugang viel freier wählen können. In den letzten Jahren haben sich natürlich die Sicherheitsvorschriften massiv verschärft, wodurch ein sehr offener Gebäudekomplex zu einem Sicherheitsrisiko wird. Das Grundstück wird jetzt auch komplett eingezäunt. Von unserer Seite war das nicht so geplant, aber es ist klar, dass sich Organisationen heute schützen müssen. In der Folge kristallisierte sich die Lösung mit nur einem Eingang im Gebäude A heraus.

Wir haben dennoch ein wenig in die Zukunft gedacht und die Möglichkeit eingeplant,

mit geringem Aufwand weitere Zugänge zu realisieren. Den Sockel selbst erklären wir gerne mit dem Bild des Myzels, des unterirdischen Hyphengeflechts, aus dem oben die Pilze herauschiessen. Das Wichtige spielt sich unten im Sockel ab, dort haben wir eine dichte Vernetzung aller Funktionen, aller Hörsäle, Cafés und des Restaurants. Auf dieser Ebene ist es tatsächlich ein einziges Gebäude. Darüber erheben sich die verschiedenen Volumen, in denen sich die Arbeitsplätze befinden. Alle Nutzungen mit sozialem Faktor, die Orte, wo man sich trifft, wo man sich austauscht, wo Kommunikation stattfindet, sind hingegen im Sockel vereint.

Andere Projekte waren wesentlich bescheidener im Umgang mit dem Gebäude von Tschumi, einige auch viel deutlicher im Eingriff. Sie haben eine Zwischenlösung gefunden und gleichzeitig dem Raumgefüge und dem Areal ganz eigene, neue Akzente gegeben. Ganz allgemein: Inwieweit muss sich die zeitgenössische Architektur vor bestehender Substanz zurückhalten?

In diesem Fall lag uns der Bestand besonders am Herzen. Wir wussten, dass das Gebäude A restauriert und so weit als möglich in den ursprünglichen Zustand versetzt werden sollte. Wir wollten deswegen seinen Charakter möglichst unverändert belassen. Es gibt stirnseitig einige kleine Anpassungen, die wir am

Gebäude A machen mussten. Einerseits wollten wir uns nicht unterordnen, andererseits auch nicht markanter auftreten, als dies das Gebäude A macht. In jedem Aspekt – Fassade, Materialisierung, Raumgestaltung – soll der Erweiterungsbau dem Bestand auf Augenhöhe begegnen. Es sollen keine Bruchlinien zwischen Alt und Neu auftreten. Auch wenn im Moment die bestehende Bausubstanz und der Erweiterungsbau noch deutlich nebeneinanderstehen, haben wir die Hoffnung, dass die beiden bis in zehn Jahren zu einer Einheit verschmolzen sein werden, bei der die Nutzer gar nicht mehr bemerken, in welchem Gebäudeteil sie sich gerade befinden.

Im Allgemeinen sind viele unserer Projekte Erweiterungen. Wir suchen dies nicht unbedingt, aber tatsächlich treffen wir heute vielerorts bereits auf einen Bestand. Das «Tabula-rasa-Denken», das wir vielleicht im Studium gelernt haben, hat uns nie interessiert. Wir hatten beispielsweise in Genf ein Projekt für einen Bürobau der AHV. Dabei hat uns der bestehende Bau aus den 1970er Jahren ästhetisch nicht unbedingt gefallen. Trotzdem haben wir versucht, dieser Bausubstanz Respekt zu zollen. Zwar wollten wir in diesem Fall die Proportionen der Fassade und der Räume nicht wiederholen, aber das Material der Fassade, ein warmer Waschbeton, gefiel uns so gut, dass wir bei der Fassadengestaltung des Erweiterungsbaus damit gearbeitet haben, um keinen Bruch und keine Wertung des Bestehenden zu erzeugen. Letztlich ist es uns wichtig, synergetisch zu handeln. Vorhandene Bausubstanz hilft uns auch als Entwurfsansatz: Wenn wir nicht bei null anfangen müssen und nicht nur nach unserem individuellen Geschmack entscheiden können, lässt sich unter Umständen leichter ein Konsens mit dem Auftraggeber finden.

Den synergetischen Ansatz, den Sie beschreiben, bemerkt man auch bei Ihrem Projekt in Bezug auf Architektur und Natur. Wie beschreiben Sie Ihren Umgang damit?

Die Verbindung von Architektur und Natur ist uns ein grosses Anliegen. Vielleicht ist das ein modernistischer Ansatz, dass man die Natur unmittelbar neben dem Gebäude platziert oder beide sogar ineinander verwebt. Heute ist das natürlich nicht mehr so einfach möglich wie in den 1960er Jahren, als man noch grosse Grünflächen zur Verfügung hatte. Vor allem der Kontrast zwischen einer relativ harten, kühlen und geometrischen Struktur und dem Lebendigen, dem Wilden, der Natur, die sich durch die Jahreszeiten verändert, gefällt uns sehr gut. Auch bei diesem Projekt haben wir einiges an Energie darauf verwendet, uns zu überlegen, was im Sommer mit dem Gebäude passiert, wie sich der Park im Winter, am Tag und in der Nacht verändert.



Für uns ist vor allem die unmittelbare Erlebbarkeit der Natur im ganzen Gebäude eine Richtschnur. Es soll nicht einfach nur einen Bereich für Grün geben, sondern die Natur soll das Gebäude durchziehen, sei das jetzt als Ausblick oder vielleicht auch mal als artifizier, begrünter Patio.

Was war die grösste Herausforderung beim Erweiterungsprojekt der WHO?

Die spezifische Kultur der WHO zu verstehen! Wir als Schweizer Architekten haben eine relativ klare Prägung und wissen, wie wir über Architektur und Gesellschaft reden. Es besteht hier beispielsweise ein Konsens, dass ein Gebäude 100 Jahre oder länger bestehen können muss. Weltweit gibt es aber einen sehr unterschiedlichen Anspruch an die Dauerhaftigkeit. In Ostasien haben Gebäude eine ganz andere Halbwertszeit. Es ist deshalb wichtig, gewisse Entscheidungen verständlich zu vermitteln. Es brauchte viel Überzeugungsarbeit, Mitarbeiter, die nicht nur alle vier Jahre den Job, sondern oft auch den Kontinent, das Klima und die Kultur wechseln und die dadurch eine ganz andere Vorstellung von Zuhause oder von Heimat haben, für die Langfristigkeit und die Verbindlichkeit einer solchen Architektur zu gewinnen.

Wie würden Sie das Projekt zusammenfassen?

Mein Wunsch wäre, dass wir das Hauptquartier der WHO damit architektonisch in die Gegenwart geführt haben.

Herzlichen Dank für das Gespräch. ●

Interview Fabian Felder



Die Büros im Turm bieten Weitsicht, und auch der Konferenzsaal ist visuell mit dem Park verwoben. Fotos Damian Poffet

Keywords

Erweiterungsbau, Genf, Nachkriegsmoderne, Jean Tschumi, WHO